

Vor leeren Bänken und zwischen den Stühlen?

Trotz sinkender Mitgliederzahlen und schwindender Deutungshoheit bei den Landeskirchen ist in der Schweiz das Interesse für Religion und Spiritualität ungebrochen. Doch die Kirchen müssen darauf reagieren, dass viele Menschen vorziehen, selber über ihre Religiosität zu bestimmen. Kirchgemeinde weiter denken, Theologie treiben sowie die Orts- und Migrationskirche durchmischen, lauteten einige Lösungsansätze.

«Gerade heute darf man gespannt sein, denn es tut sich etwas geradezu Paradoxes», begrüßte Forumspräsident **Prof. Dr. Thierry Carrel** das Publikum. Denn ausgerechnet beim Thema «Kirchen vor leeren Bänken» sorgten die Referierenden hier für volle Bänke. Während also das Kerngeschäft der Glaubensvermittlung in der Kirche schwächle, sei die akademische Beschäftigung mit diesem Problem offensichtlich ein Publikumsmagnet.

Soviel sei klar: «Auch diejenigen in der Gesellschaft, die nicht in die Kirche gehen, haben meist ein Interesse an religiösen Themen und an Spiritualität.» Die Kirchen müssten darauf reagieren, dass heute viele Menschen lieber selber über ihre Religiosität bestimmen wollten. Die heutige Gesellschaft nehme zunehmend Abschied von alten Kirchenritualen «und will nicht unbedingt Sonntags von der Kanzel mit Dogmen belehrt werden», sprach Carrel eine zentrale Herausforderung der Landeskirchen an.

Ernüchternde Kluft zwischen Vision und Realität?

«Jesus verkündete das Reich Gottes, und gekommen ist die Kirche», zitierte **Prof. Dr. Isabelle Noth** vom Institut für Praktische Theologie der Universität Bern den französischen Theologen Alfred Loisy. Das Zitat werde oft als Verweis auf die «ernüchternde Kluft zwischen ursprünglicher Intention und faktischer Umsetzung, zwischen Vision und Realität» verstanden. Zwar habe Loisy keinesfalls einen fundamentalen Widerspruch zwischen Kirche und Jesus gesehen, fuhr Noth fort. Sie bezog sich dabei auf die Notwendigkeit von Traditionen und Institutionen, die diese bewahrten – im Sinne von Fulbert Steffensky, der die Kirche als «einen Ort der Geschichten der Zuneigung Gottes» gesehen habe. Doch es gebe im Protestantismus eine negative Fixierung auf Kirchenleitung und die institutionelle Seite der Kirche. Zwar werde das Christentum bejaht, «aber möglichst nur als Gesinnung, und möglichst fern von seiner Gestalt». Inzwischen habe sich aber auch im Protestantismus ein tieferes Verständnis für Formulare und Traditionen entwickelt, relativierte Noth – «eine Kerze anzuzünden löst bei uns keine Schockstarre mehr aus und umgekehrt weiss ich, wie kritisch im römisch-katholischen Kontext über Kirche gedacht wird».

Wir, die Kirche

Die Kirche sei nichts von Christinnen und Christen Abgesondertes, betonte Noth und folgerte, dass wir daher von Kirche in der ersten Person plural sprechen müssten: «Wir, die Kirche.»

Ähnlich fordere der amerikanische Wissenschaftler Timothy Murphy, Kirche dürfe nicht mehr länger ein Nomen, ein Objekt sein, sondern Kirche müsse heutzutage eine Aktivität bezeichnen, einen Prozess gemeinsam praktizierter Nachfolge Jesu. Daher werde die starke Assoziation von Kirche mit leeren Bänken der Thematik letztlich nicht gerecht – denn Kirche sei eben nicht einfach die eine Stunde am Sonntagmorgen, sondern: «Kirche, das sind zahlreiche Formationen und Situationen, stets auf der Suche nach den Menschheitsträumen, nach Gerechtigkeit, der Sehnsucht nach Güte und Grosszügigkeit.»

Ungebrochenes Interesse an Religion

«Das Interesse an Religion ist ungebrochen», betonte **Prof. Dr. Stefan Huber** vom Institut für Empirische Religionsforschung der Universität Bern gleich zu Beginn. «Spiritualität spielt eine wichtige Rolle.» Die Gegenwart zeige aber eine epochale Transformation des religiösen Feldes in der Schweiz.

Zum besseren Verständnis der Veränderungen blickte Huber zunächst zurück in die Geschichte: Im 7. Jahrhundert sei die Schweiz flächendeckend christianisiert worden. Danach habe es während 800 Jahren ein katholisches Monopol gegeben. «Die katholische Kirche war mit dem Staat verbunden und hat bestimmt, was religiös richtig und was falsch war.» Den ersten Einschnitt habe es dann mit der Reformation im 16. Jahrhundert gegeben: «Aus dem Monopol entstand ein Duopol.» Das Grundgefühl blieb, wie Huber ausführte:

«Wenn ich zur Gesellschaft gehören will, dann muss ich auch zu einer Kirche gehören. Eine Existenz ohne Kirche war damals undenkbar.» Genau dies ändere sich jetzt. Wir lebten in einer Revolution, die durch drei Faktoren bestimmt sei: Durch die Säkularisierung, die Individualisierung und die Migration. «Die Verhältnisse werden umgekehrt. Was Neues entsteht, ist aber noch nicht klar», meinte Huber. Das sei das Unbekannte. Hier könnten nun aber die beiden religionssoziologischen Grosstheorien zur Orientierung weiterhelfen: Die Säkularisierungstheorie und die Individualisierungstheorie.

Säkularisierung und Individualisierung

Huber erläuterte zunächst die Säkularisierungstheorie: Deren Bezugsrahmen seien Modernisierung und Sozialisation. Religion werde also primär gelernt. Bezüglich der Grundannahme bestehe ein unauflösliches Spannungsverhältnis zwischen Moderne und Religion: Je mehr Moderne, desto weniger Religion. Daraus leite sich als Prognose ein kontinuierlicher Abwärtstrend aller Formen von Religion, Religiosität und Spiritualität ab. Als Empfehlung für die Kirchen bliebe ein defensiver Rückzug in Nischen übrig.

Stefan Huber würde sich selbst eher der Individualisierungstheorie zuordnen. Deren Bezugsrahmen sei die Individualisierung, die besage, dass Menschen heute ihre Biografie selber entwerfen müssten. Es liege an ihnen zu bestimmen, wer sie sein wollten – dies gelte auch für ihre religiösen Überzeugungen. Grundannahme hier: Es gebe eine anthropologische Konstante als unversiegbare Quelle von Religiosität. Daraus liesse sich die Prognose ableiten, dass das Religiöse konstant bleibe, es aber zu einem Gestaltwandel von Religion und Religiosität komme. Als Empfehlung für die Kirchen lasse sich ein neues Selbstbewusstsein als dienende Kirche ableiten, erläuterte Stefan Huber. «Dienend nicht im Sinne der Diakonie, sondern als Hilfe der Kirche an die Menschen, mit den Fragen, die sich heute stellen, umzugehen.»

Religiöse Senior- und Juniorpartner

Stefan Huber erläuterte die Wandlung der Stärkeverhältnisse der verschiedenen Religionen in der Schweiz. Demnach gehörten 1930 99 Prozent der Bevölkerung einer christlichen Religion an. Die Katholikinnen und Katholiken waren damals die Juniorpartner der Reformierten. 1970 hatte sich das verändert. Zwar waren immer noch 98 Prozent der Bevölkerung Angehörige einer christlichen Religion, die Reformierten und die Katholikinnen und Katholiken waren aber inzwischen gleich stark. Neu waren aber Freikirchen am wachsen, deren Modell vom Christsein unabhängig vom Staat sei.

2016 hatte sich das Bild grundlegend verändert: Noch 67 Prozent der Bevölkerung waren Angehörige einer christlichen Religion; im Vergleich mit 1970 ein Minus von 30 Prozent. Die reformierte Kirche war nun der Juniorpartner der katholischen Kirche, der grössten religiösen Institution in der Schweiz. Andere Kirchen wuchsen stark. Darunter fallen Migrationskirchen, aber auch Freikirchen. Neu wachse auch der Anteil Islamischer Religionsangehöriger sowie der Religionsfreien. Als Fazit zeigte sich für Stefan Huber eine starke Pluralisierung des religiösen Feldes.

Die Menschen bleiben religiös resonanzfähig

Was bedeutet dies für die Glaubensinhalte? Die Säkularisierungstheorie würde ja erwarten lassen, dass es einen kontinuierlichen Rückgang gegeben habe. Dem sei insgesamt nicht so, unterstrich Stefan Huber. Knapp 90 Prozent der schweizerischen Wohnbevölkerung glaubten an mindestens ein religiös-spirituell Konzept (religiös-spirituell Konzept oder Gott, höhere Macht, geistige Macht, Leben nach dem Tod, Reinkarnation). Und der Religionsmonitor habe aufgezeigt, dass rund 70 Prozent der Wohnbevölkerung zumindest gelegentlich über religiöse Fragen nachdächten. «Es gibt also ein grosses Potential», schloss Huber.

Reformierte Kirche: Wie weiter?

«Genaugenommen steht die reformierte Kirche nicht zwischen den Stühlen, sondern auf beiden gleichzeitig», begann **Prof. Dr. Christina Aus der Au Heymann** vom Zentrum für Kirchenentwicklung der Universität Zürich ihr Referat. Die beiden Stühle stünden für Kirche als Organisation mit einer Geschichte und für Kirche als Institution mit einer Botschaft, welche die Gesellschaft als Ganzes präge «und nicht mit den Finanzen oder den Mitgliederzahlen schwindet».

Die reformierte Kirche sei grundlegend vom Gedanken der Kirchengemeinde geprägt. Früher habe die Kirchengemeinde ein Gebiet umfasst, das gerade so gross war, dass seine Bewohnerinnen und Bewohner einen Pfarrer versorgen konnten. «Im Gegenzug durften sie von der Kirche eine Gesamtbetreuung von der Wiege bis zur Bahre erwarten», beschrieb die Referentin vergangene Verhältnisse. In der heutigen individualisierten, mobilen, digitalen und säkularisierten Gesellschaft überlegten sich viele Menschen, ob sie bei der Kirche bleiben wollten, «denn diese Art von Gesamtbetreuungskirche, das wollen die meisten nicht mehr». Das bedeute

aber nicht, stellte Aus der Au klar, dass die Menschen weniger glaubten: «Sie wollen nicht weniger glauben, aber sie wollen selber glauben, selber entscheiden, was, wo und wie sie glauben.» Dies sei die Herausforderung, vor der die Kirche heute stehe. «Wie gehen wir in eine Zukunft, in der die Kirchen weniger Mitglieder, weniger Geld, aber zu viele Gebäude und zu viele Stellen haben?»

Reform: Kirche neu denken

Die Antwort der Kirchen auf diese Fragen laute «Reform!», so die Referentin. Eine schlankere Verwaltung, angepasstere Strukturen und eine effizientere Organisation sollten das Problem lösen. Weg von der alten Gemeinde, hin zu neuen Formen, die den neuen Mobilitätsgewohnheiten und Patchwork-Identitäten gerecht würden und Geld sparten. «Die Organisation Kirche neu denken lernen und merken, dass das, was Kirche ausmacht, auch anders gestaltet werden kann. Das ist Reform», gab sich die Referentin überzeugt. Es gehe darum, die Organisation so weiterwachsen zu lassen, dass genug Raum entstehe für das andere, was die reformierte Kirche eben auch sei: Eine Institution mit einer Botschaft.

Eine Institution mit Botschaft

Die selbstverständliche Relevanz der Kirche in der Gesellschaft schwinde – wird ihre Botschaft überhaupt noch gehört, fragte Christina Aus der Au. Es reiche nicht mehr, im Gottesdienst zu predigen, damit die Leute die Botschaft vernähmen – die seien nämlich gar nicht da. Und was wäre denn überhaupt die Botschaft, mit der die Kirche Antworten auf die Herausforderungen der heutigen Zeit bieten könnte? Hier laute die Antwort «Reformation», so Aus der Au: «Zuerst und zuvorderst braucht es eine Reformation der Kommunikation, die sich auf ihre Botschaft besinnt, diese dann neu formuliert indem gesagt wird, was Sache ist».

Reformation: Sagen, was Sache ist

Aber was ist denn heute «Sache» und wer bestimmt darüber? Dies sei Aufgabe der gesamten Kirchengemeinde, betonte die Referentin. Einer Kirchengemeinde, «die den Auftrag hat, Theologie zu treiben – also nicht nur selber, sondern miteinander denken».

Das geschehe zunehmend über die parochialen Grenzen hinaus – auch im virtuellen Raum, wo die Netzgemeinde zusammenkomme und sich in Blogs und via soziale Medien austausche.

Auf der einen Seite die Reform – alte Strukturen aufbrechen, über den Tellerrand schauen und neue Formen des Kirche-Seins entdecken. Auf der anderen Seite die Reformation, das heisst den Glauben in seiner Alltagstauglichkeit entdecken, Kirchengemeinde weiter denken und Theologie treiben. Christina Aus der Au Heymann schloss zuversichtlich: «Ich glaube, wenn wir das tun, dann brauchen wir uns um die leeren Bänke nicht zu kümmern.»

Katholische Kirche: Wie weiter?

«Kirche ist immer gespannt in Macht und Ohnmacht. Es sollte uns nicht so erschüttern, wenn wir mal auf der einen oder auf der anderen Seite stehen», stellte **Dr. Christian M. Rutishauser**, Provinzial der Schweizer Jesuiten, gleich zu Beginn seiner Ausführungen zum Zustand der katholischen Kirche in der Schweiz fest. «Wenn sich die katholische Kirche entschieden hat, keinen sozialen Zwang zum Kirchgang mehr ausüben, dann müssen wir uns damit zufrieden geben, dass es eine kleine Gruppe ist, die aktiv teilnimmt.»

Säkularisierung und ihre Auswirkungen

Für Rutishauser führt der Prozess der Säkularisierung nicht automatisch zu einer Auflösung des Glaubens oder des Religiösen: «Im katholischen Kontext führte die Säkularisierung zur Auflösung des katholischen Milieus.» Diese Sozialform sei gegen die Aufklärung, gegen die Moderne im 19. und 20. Jahrhundert gebildet worden und habe bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) gewirkt. Es habe eine katholische Kirche vor dem katholischen Milieu gegeben und es werde auch eine katholische Kirche nach dieser Zeit geben, zeigte sich Rutishauser überzeugt. Wer aber in diesem Milieu aufgewachsen sei, der habe den Dialog mit der säkularen Gesellschaft meist als Befreiung erlebt. «Werte wie Demokratie, Religionsfreiheit oder Gewissensfreiheit konnten in den Katholizismus integriert werden», erklärte Rutishauser und verwies aufs Zweite Vatikanische Konzil. «Zum Teil wurde das Kind jedoch auch mit dem Bade ausgeschüttet und zu viele säkulare Werte umarmt.» Dies hätte zu einer Gegenreaktion geführt und zur Stärkung einer rechtskonservativen katholischen Bewegung beigetragen. Folge seien grosse Spannungen, was die katholische Kirche auch in der Schweiz lähme, sei es auf der Ebene der Bischofskonferenz oder in den Gemeinden. Zu den Auseinandersetzungen trügen die Individualisierung und die Genderfrage massgeblich bei. Es gebe in der katholischen Kirche eine «unsägliche Spannung» zwischen einer Männerhierarchie und einer Basis, die wesentlich von

Frauen getragen sei. «Wenn die katholische Kirche dieses Problem nicht löst, hat sie die Zeichen der Zeit nicht erkannt.»

Mit dieser Konstellation von Kämpfen innerhalb der katholischen Kirche wolle nun aber insbesondere die jüngere Generation nichts zu tun haben, stellte Rutishauser fest. Junge Menschen wollten von der Kirche «Antwort, Diskussion, eine zeitgemässe Sprache, Spiritualität.» In diesem Sinne könne die Säkularisierung als Ausdifferenzierungsprozess der Gesellschaft verstanden werden: Bestimmte Funktionen der Kirche würden heute eben von anderen gesellschaftlichen Instanzen übernommen. Damit habe die Kirche umzugehen.

Mit Blick auf die Zukunft machte Rutishauser auf eine weitere Herausforderung aufmerksam. Die Säkularisierung hätte bis heute ganz viel mit Christentum ausserhalb der Kirche zu tun. «Die Säkularisierung die kommen wird, ist aber nicht mehr eine christliche säkulare Gesellschaft. Sondern eine multireligiöse, spirituelle Gesellschaft». Die Frage sei, ob wir diese Religionen und diese Spiritualitäten wollten. Das Christentum sei auch eine religionskritische und spiritualitätskritische Instanz, gab der Provinzial der Schweizer Jesuiten zu bedenken.

Grosse Sichtbarkeit dank Papst

Christian Rutishauser gab sich überzeugt, dass die katholische Kirche auch in einer säkularen Welt über ein grosses Beharrungsvermögen verfüge. Sie ist zuerst eine Weltkirche, an der die Schweizer Katholiken teilhaben. Namentlich dank ihrer Liturgie, vor allem aber dank ihrem Papst. «Am Papst kommt niemand vorbei», meinte er mit Hinweis auf die Medialisierung und Personalisierung, die unsere Welt präge. Er betonte, dass die römisch-katholische Kirche «im Papsttum ein biblisch und metaphysisch fundiertes Zentrum» habe. Mit Blick auf die Schweiz stellte Rutishauser fest, dass die römisch-katholische Kirche hier die Erfolge und Niederlagen, aber auch die Herausforderungen und Chancen einer globalisierten Institution mittrage. «Das grösste Problem ist für mich die Glaubwürdigkeit.» Die katholische Kirche hätte grosse Ideale und fordere die auch ein. Gerade die Missbrauchsskandale zeigten indes, dass diese grossen Anforderungen letztlich nicht eingehalten würden. Folge sei ein Vertrauensverlust, an dem die katholische Kirche seit zwei Jahrzehnten leide: «Das ist eine Ohnmacht».

Lebendige Migrationskirche

Ein anderer Aspekt der globalisierten Institution war für Rutishauser das Thema Migrationskirche. «Wir sind verbunden mit einer Weltkirche und haben durch die Migration eine starke Zuwanderung.» Die katholische Kirche schrumpfe nicht; die Hälfte der Migrantinnen und Migranten seien christlich geprägt. Die katholische Kirche hätte aber zu wenig Priester. Ob das nur am Zölibat liege, war für Ordenspriester Rutishauser unklar: «Der christkatholischen Kirche, die das Frauenpriestertum kennt, geht es in dieser Hinsicht kaum besser.» Die hiesige Kirche habe ein Problem mit dem Amtspriestertum, was dazu führe, dass in viele Gemeinden Priester aus anderen Weltgegenden tätig seien. Es gäbe kulturelle Herausforderungen, bekannte er, «multikulturelles Leben innerhalb der katholischen Kirche kann schwierig sein». Andererseits sei gerade die Migrationskirche in der Schweiz sehr lebendig. Es gäbe über 100 Missionen, wie diese Pfarreien genannt würden, und dort seien die Bänke voll. Christian Rutishauser schloss daraus, dass die Migrationskirche und die Ortskirche noch zu wenig durchmischt seien.

Glaubenskrise

Die eigentliche Krise der Katholiken in der Schweiz geht für Christian M. Rutishauser indes tiefer: Wer Kirche nur als weltliche Institution und Glaube nur als religiöses, anthropologisches Phänomen sehe, stehe im Konflikt mit dem Glaubensanspruch von einem Gott, der sich offenbare. «Viele in der Kirche wissen nicht mehr, was Christsein bedeutet.» Im Zentrum der Offenbarung stehe aber die Menschwerdung Gottes in Christus, die sogenannte Inkarnation. Gerade die römisch-katholische Kirche habe immer die «inkarnatorische Bewegung» gepflegt, das Geistige also sichtbar und berührbar gemacht, bis ins Institutionelle, ins Leibliche, ins konkrete Kirchenbrauchtum hinein. Die Individualisierung, Rationalisierung und Verinnerlichung des Religiösen der letzte Jahrzehnte habe aber zum Verschwinden des sichtbaren Ausdrucks des Glaubens geführt. So gehe die gemeinschaftsbildende und gesellschaftsprägende Seite der Kirche verloren. Die «inkarnatorische Bewegung» sei in einer radikalen Krise. Glauben ist nicht einfach «spirituell sein», auch wenn gerade der Glaube spirituelle Tiefe brauche, sagte Rutishauser.